

**Zeitschrift:** Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

**Herausgeber:** Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

**Band:** 8 (1900)

**Heft:** 22

  

**Artikel:** Von Volksrust nach Ermelo

**Autor:** Mögenburg

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-545261>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Von Volksrust nach Ermelo.

Reisefchilderung von Dr. Mogenburg, Mitglied der Suter'schen Ambulance in Südafrika.

Amersfoort (halbwegs zwischen Ermelo und Volksrust), den 23. Juli 1900.

Herzlich froh, durch einen glücklichen Zufall der Leitung einer Ambulanz enthoben zu sein — ich hatte mich 3<sup>1/2</sup> Monate damit herumgeärgert — schloß ich mich Ende Mai der Schweizer Ambulanz unter Herrn Dr. Suter, welcher mich freundlichst aufnahm, an. Was die Schweizer Ambulanz an Arbeit im Freistaate, Volksrust u. s. w. geleistet hat, haben Sie aus dem Spezialbericht von Herrn Dr. Suter ersehen. Ich möchte Ihnen nur eine kleine Schilderung unseres Rückzuges von B. nach E. geben und dazwischen einige Beobachtungen über Land und Leute einflechten.

Nach der Erstürmung des Botha-Passes durch die Engländer mußten auch wir als letzte Ambulanz Volksrust verlassen. Hell und klar schien die Transvaal'sche Winter Sonne herab, als wir mit unserm stattlichen Troß von dem gemütlichen Häuschen nebst Klavier Abschied nahmen; unter schrecklichem Brüllen und Schreien unserer Kaffern — dieses dient nämlich zur Antreibung und Aufmunterung der Maultiere — setzte er sich erst langsam, dann rascher und immer rascher in Bewegung. Von dem ersten Hügel, welchen wir erklimmen, überblickten wir zum letzten Male das freundliche Volksrust, den zersprengten Laings Neck und den historischen Majuba Hill, den Schauplatz eines netten Abenteurers, welches ich Ihnen gleich erzählen werde.

Eines Tages ging ich von Volksrust aus nach Charlestown, um von hier den M. zu besteigen und zwar an derselben Stelle, an welcher im Jahre 1880 die tapfern Buren aufgestiegen sind, um dem englischen General Colley jene entscheidende Niederlage beizubringen. Je näher man an den Berg herankommt, desto mehr sieht man die riesigen Verhältnisse und die Steilheit desselben. Guten Mutes kletterte ich los. Ich war ungefähr 500 Meter gestiegen und wollte mich auf einer kleinen Terrasse etwas ansruhen, da hatte ich plötzlich einen sonderbaren Anblick. Vor mir lagen ein schwarzseidener Damen Oberrock, ein weißer, spitzenbesetzter Unterrock, eine grauseidene Taille, ein schwarzer Sonnenschirm und ein Paar gelbe lederne Damen-Reithandschuhe. Mein erster Gedanke war, daß hier ein Unglück passiert sei. Ich machte mich also daran, diese unordentlich herumliegenden, zarten Kleidungsstücke mit der ihnen gebührenden Vorsicht zu betrachten und feinsäuberlich aufeinander zu legen, um sie nachher beim Abstieg mitzunehmen und bei der Polizei abzugeben. Ich war gerade mit dem Unterrocke beschäftigt, als von weit, weit über mir einige unartikulierte Laute an mein Ohr drangen, welche mich veranlaßten, nach oben zu schauen. Da kamen nun zwei Personen herunter, aber diese waren zwei Männer und keine Dame dabei. Als die beiden nun unter fortwährendem Winken näher gekommen waren, merkte ich den Zusammenhang der Dinge. Es war ein mir bekanntes Ehepaar aus Volksrust. Der Dame wurden beim Bergsteigen die langen Kleider beschwerlich, und so zog sie das Entbehrliche aus und der Eheherr mußte Jacke und Hose opfern und selbst in den Unterhosen auf den Majuba turnen. Ich glaube nicht, daß ich ein besonders geistreiches Gesicht gemacht habe, als die beiden ohne eine Spur von Verlegenheit herankamen, mir „Guten Tag“ sagten, die Dame ihre Kleider nahm, hinter einem Felsstück sich wieder verwandelte und dann beide nach einem freundlichen „Adieu“ Arm in Arm ihren Abstieg fortsetzten. „Merkwürdige Leute,“ dachte ich und stieg lachend weiter. Bei dem Aufstieg merkte ich nun, daß die Buren damals einen sehr schweren Weg hatten, aber ziemlich gedeckt gegen ein feindliches Feuer von oben waren, da der Berg in kleineren und größeren Terrassen aufsteigt, auf welchen man von der Bergspitze nichts sehen, also auch von Kugeln von der Höhe nicht getroffen werden kann. Endlich war ich oben und hatte eine prachtvolle Aussicht: nach Süden bis weit, weit nach Natal, nach Osten, Westen und Norden bis weit, weit nach Transvaal hinein. Also jetzt war ich auf dem historischen Schlachtfeld. Ein einfaches steinernes Denkmal zeigt die Stelle, an welcher General Lord Colley tapfer kämpfend mit seinen Offizieren gefallen ist. Am südlichsten Rande der großen Plattform, welche den Gipfel des Majuba bildet, von der man gerade vor sich den Mount Prospekt (worauf Lord Colley begraben liegt), links den Pognen und Laings Neck zwischen beiden sieht, war ein großes Bomben-Maxim aufgefahen, welches die von Natal sanft aufsteigende Seite des M. verteidigen sollte. Von hier oben aus konnte man deutlich alle Positionen der Engländer und Buren übersehen; deren Beschreibung würde hier zu weit führen. Nachdem

ich mir alles angesehen, stieg ich langsam wieder herunter und kam nach drei Stunden wieder in Volkstrust an.

Bald begegnete uns eine größere Buren-Patrouille, welche uns, wie das hier bei allen sich Begegnenden Usus ist, anhielt, alles Mögliche und Unmögliche fragte und dann nach rechts abschwenkte. Die Straße, auf welcher wir „trekften“, war gut. Zu beiden Seiten erhoben sich jäh aufsteigende, hohe Berge, mit großen, oft wunderbar gestalteten Felsstücken bestreut. Doch so weit das Auge reichte, kein Baum, kein Strauch, nur gelbgraues, verdorrtes Gras zu sehen. Ohne Unfall gelangten wir auf die Höhe des letzten Hügels, zu dessen Füßen Wasserstrom, unser nächstes Reiseziel, liegt. Langsam fuhren die Wagen den Abhang hinunter und langsam trotteten wir mit unsern Pferden, ganz in Gedanken versunken, hinter den Wagen her, da — ein Schuß — noch einer — ein dritter, und ungefähr 1000 Meter vor uns jagten in rasender Carrière drei englische Kavalleristen, verfolgt von vier Buren, dahin. Noch einen Augenblick sahen wir sie, dann entzog ein Hügel sie unsern Blicken. Von dem Ausgang der Hetzjagd haben wir leider nichts Näheres erfahren können. Gerade besprachen wir die Möglichkeiten des Hierseins englischer Soldaten, da brach mit lautem Krachen unser zuletzt fahrender Wagen zusammen. Schiffbruch im Hasen! Hattling, ein echter Bur, wollte natürlich alles zurücklassen, aber einige energische Befehle brachten seine Gedanken in andere Bahnen und so wurde eine Kaffernwache zurückgelassen und am andern Morgen die Sachen geholt. Den Wagen mußten wir zurücklassen.

Es war dunkel, als wir in Wasserstrom ankamen und ein eisiger Wind pfiß durch den Garten, in welchem wir zühneklappernd auf die Öffnung eines schönen, großen Hauses warteten. Dieses Haus war vor dem Kriege ein Damen-Pensionat gewesen, und nur der kühne Gedanke, einmal in einem wenn auch verlassenen Damen-Pensionate zu schlafen, konnte uns einigermaßen mit dem Warten in der Kälte veröhnen. Hier verlebten wir denn, der Sorgfalt der Besitzerin, Miß von Blerk und Miß Ackermanns, des Pfarrereischterleins, anvertraut, zwei für hiesige Verhältnisse äußerst gemüthliche Tage, und noch heute sei Dank den beiden lebenswürdigen Damen, welche sich, in wohlthuemendem Gegensatz zu anderen Leuten, eifrig bemühten, uns Fremdlingen es so heimelig wie möglich zu machen.

Wasserstrom oder Martinus-Wesselfstrom ist ein Dorf, welches sich in nichts von den anderen unterscheidet. Die Häuser meist von Wellblech, einzelne von Stein, in der Mitte eine ganz schöne, aus weißem Sandstein gebaute Kirche, ein par Bäume und das ist alles. Vom Landroost Kantoor flatterte lustig die vierfarbige Transvaalflagge. Am Tage nach unserer Ankunft war ich gerade damit beschäftigt, die bei einer Armamputation benutzten Instrumente zu verpacken, als es plötzlich hieß: „Die Engländer sind im Dorje.“ Wichtig, ein Offizier und seine Ordonnanz waren im Landroost-Kantoor abgestiegen. Daß die beiden es wagten, so allein hereinzukommen, ist gar nicht anders zu erklären, als daß die Engländer durch Spione oder Verräter, von welch' letzteren es hier mehr gibt, als man glaubt, sehr gut unterrichtet waren. Der Major forderte den Landroost auf, ihm sofort den Distrikt zu übergeben, widrigenfalls die Batterien, welche nicht weit von dem Dorje aufgefahren waren, seiner Aufforderung Nachdruck verleihen würden. Unter solchen Umständen glaubte der Landroost sich gezwungen, Dorf und Distrikt zu übergeben. Sodann las der Engländer ein Manifest vor, in welchem er die Einwohner aufforderte, ungesäumt die Waffen abzuliefern. Und in der That kamen denn auch eine Anzahl solch' feiger Subjekte und gaben Waffen und Munition ab. Dann baten die englisch gesinnten Einwohner des Dorfes, den Landroost interimistisch zu belassen, da er immer sich den Engländern und Gesinnungsgeossen wohlwollend gezeigt hätte. Daraufhin ließ also der Offizier den Landroost ad interim, zog die Transvaalflagge nieder, hinstellte die englische, gab seiner Ordonnanz die erbeutete Fahne und zog ab. Das Interim des Landroostes war nur kurz, denn nicht lange nachher kamen die Buren wieder, hinstellten die Transvaalflagge und steckten den Herrn Landroosten ins Loch.

Am dritten Tage unseres Aufenthaltes nahmen wir möglichst gerührten Abschied und zogen nachmittags wieder unserer Wege. Nach dreistündigem Fahren spannten wir aus, um an dieser Stelle zu übernachten. Die Tiere bekamen das noch vorhandene Futter vorgeworfen und bald sitzen wir um ein wärmendes Feuer und eine heiße Tasse Kaffee frisch die gesunkenen Lebensgeister wieder etwas auf. — Nun haben wir ja alles, was wir uns als Jungens nach der Lektüre eines Indianerromans wünschten, nur daß es lange nicht so schön ist, wie es in den Büchern steht.

Nach dem einfachen Abendessen noch ein kleiner Gedankenaustausch, die notwendigen Bestimmungen für den nächsten Tag und bald liegt die ganze Ambulanz in totenähnlichem Schlummer um das langsam verlöschende Feuer, bis der erste Strahl der aufgehenden Sonne sie zu neuer Arbeit und neuen Mühen erweckt. Aber die Arbeit ist gut zu bewältigen, da ein jeder seinen ganz bestimmten Wirkungskreis hat und dadurch einer dem anderen in die Hände arbeitet und keiner den anderen stört. So hat Herr Wulff das Amt eines Oberstallmeisters, d. h. ihm ist die Pflege und Wartung unserer Pferde anvertraut; Herr Kemplin, Wagner von Profession, hat für die Instandhaltung der Wagen, Herr Hatling, der Bur, für Mantel und deren Geschirr aufzukommen; Herr Wicherling ist Oberfourier und Küchenchef, dessen Funktionen ohne weiteres klar sind, und ich besorge unsern Medizinkasten und nehme an den Konsultationen u. s. w. teil, während Hr. Dr. S. als Chef auf die Ordnung des Ganzen aufpaßt. Und dieser guten Verteilung und Ordnung ist es ganz allein zuzuschreiben, daß wir immer gut abgeschnitten haben und daß die Beweglichkeit unserer Ambulanz eine erstaunliche ist. Wenn ich Ihnen sage, daß unsere ganze Ambulanz bei ausgepackten Kisten und aufgeschlagenen Zelten in 20—25 Minuten fix und fertig zur Abfahrt ist, so können Sie daraus ersehen, daß die Ordnung eine vollkommene ist. Und daß es in der Schweizer Ambulanz beinahe ganz militärisch zugeht, ist ja für uns, die wir geordnete Verhältnisse gewohnt sind, nichts Besonderes, aber auf die Buren, welche ja keine Ahnung von militärischer Ordnung haben, macht es den besten Eindruck. — Als wir uns am anderen Morgen erhoben, machten wir die Entdeckung, daß die drei Kaffern, welche wir in Volksrust bekommen hatten, unter Mitnahme der der Ambulanz gehörenden Decken verschwunden waren. Da nun auf diese dunklen Ehrenmänner das Sprichwort „Dick, dumm, faul und gefräßig“ sehr gut paßt, sie fast zu jeder nennenswerten Arbeit untauglich waren, ließen wir uns über ihr Verschwinden keine grauen Haare wachsen.

An diesem Tage hatten wir es recht schwer zu „trekken“, da der Weg ungünstig war. Große Flußbetten, vollkommen ausgetrocknet, auf dem Grunde mächtige Felsblöcke, die Ufer jäh abfallend und steil aufsteigend, so daß ein Hinüberkommen ohne Unglück ausgeschlossen scheint, breite Wäde, so voll Sand, daß die Wagenräder zu versinken drohten, dann wieder ein ebenes Stück Weg, aber übersät mit einer Unmenge von großen und kleinen Steinen: das war unser Pfad. Man wird hierbei im Wagen derartig hin- und hergeworfen, daß der Kopf oft ganz energische Bekanntschaft mit den scharfkantigen Wagenposten macht und daß man nach zwei Stunden das nicht sehr angenehme Gefühl einer doppelten Darmverschlingung hat. Auf diesem Wege begegneten wir auch einer sieben Mann starken englischen Patrouille, oder vielmehr zog dieselbe auf einer links gelegenen Hügelkette an uns vorüber. Voran anscheinend ein Offizier auf einem Schimmel, dann, einer hinter dem andern, noch sechs Mann auf dunklen Pferden. Langsam, Schritt für Schritt, ritten sie vorwärts und jede Linie der Gestalten zeichnete sich infolge der dünnen Luft klar und deutlich vom dunklen Blau des afrikanischen Himmels ab. Entweder merkten uns die Engländer nicht, oder sie wollten nichts mit uns zu thun haben: die Hauptsache war, wir blieben ungeschoren.

Wenn man so durch das Land fährt, fallen einem die überall vorhandenen Termiten- oder Mierenhaufen auf. Diese sind 30—100 cm hoch und 40—150 cm im Durchmesser. Sie sind hutförmig gebaut und außen glatt und hart wie Cement. Vor Ladysmith hatte ich einmal einen kleinen Haufen mit Hilfe einer starken Säge auseinandergesägt und mich über die kunstvoll angelegten, einen halben Centimeter weiten Gänge, welche alle nach der Mitte zusammenlaufen, gewundert. Hierzulande ist der Termitenhaufen ein Beweis für die Fruchtbarkeit des Bodens, also je mehr Termitenhaufen auf einem Lande, desto fruchtbarer ist daselbe. Zu Kriegszeiten namentlich, aber auch im Frieden wird der Termitenhaufen als Backofen benutzt. An einer Seite wird ein Stück abgeschlagen, das Innere, welches durch die vielen Gänge leicht zerbrechlich ist, herausgenommen und nur die äußere, ungefähr 20—25 cm dicke steinharte Hülle stehen gelassen; dann wird ein Probe- und Reinigungsfeuer, welches auch die Termiten tötet, gemacht, die Höhlung schön gesäubert und ein solider Backofen ist fertig. Ferner wird die Erde dieser Insektenwohnungen, da sie von den Tierchen aufs feinste verarbeitet ist, zum Anstrich der Fußböden von Veranda und Hausflur benützt. Sie wird zu einem dünnen Brei in Wasser aufgelöst und dieser ganz fein mit den Händen aufgetragen und verrieben. Dieser Brei gibt einen glatten, festen Überzug, welcher nur alle Jahre erneuert zu werden braucht. Ist dagegen die Erde mit Öl angemacht, so hält der Anstrich acht bis zehn Jahre, ein Beweis für die Güte des Materials oder für die Anspruchslosigkeit der Bewohner.

(Schluß folgt.)